

Agnieszka Pufelska / Anja Wilhelmi

Editorial

Der Aufruf „Dekolonisiert Euch!“ lenkt die Aufmerksamkeit auf die koloniale und postkoloniale Geschichte, die Europa mit außereuropäischen Entwicklungen verbindet. In diesem Zusammenhang entbrannte die Diskussion, inwieweit die Anwendung postkolonialer Theorien, Fragen und Ansätze auch für ein Verständnis der Geschichte des östlichen Europas neue Perspektiven eröffnen kann.

Die vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs nimmt diese Diskussion auf und verbindet sie mit einer kritischen Auseinandersetzung über die postkolonialen Theorien und Ansätze sowie ihrer Anwendbarkeit auf das östliche Europa. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Geschichte derjenigen Regionen, die im heutigen Polen, Litauen, Lettland, Estland, Belarus und der Ukraine liegen.

Die als „(post)kolonial“ gedeuteten Diskurse und Praktiken überlagerten sich in diesen Regionen mit anderen für multiethnische Regionen spezifischen Prozessen. So lassen sich einerseits Formen eines „Nachbarschaftskolonialismus“ ausmachen, der auf nationale Homogenisierung und Durchsetzung hegemonialer Herrschaft ausgerichtet war und von einer expliziten Zivilisierungsmission begleitet wurde. Andererseits bestanden teils über Jahrhunderte überdauernde Machkonstellationen fort, die von vornherein einen asymmetrischen Charakter besaßen und sich nicht pauschal auf ein Ausbeutungsverhältnis zwischen „Kolonisierten“ und „Kolonisatoren“ reduzieren lassen.

Bereits diese kurze Problematisierung macht deutlich, dass der von Michael Hechter 1975 am Beispiel Großbritanniens entwickelte Begriff des *internal colonialism* die Pluralität der nord- und ostmitteleuropäischen Räume nicht ausreichend zu beschreiben vermag. Zweifellos lagen auch hier koloniale Machtdiskurse den forcierten Homogenisierungsprozessen zugrunde, dennoch lässt ein mikrohistorischer Blick auf die verschiedenen regionalen und lokalen Ebenen eine multidimensionale Bandbreite der praktischen Umsetzung des Analyseansatzes erkennen.

Kolonialismus und Moderne

Was eine postkoloniale Fragestellung im Fall der innereuropäischen Verflechtungen sichtbar machen kann, sind die historisch gewachsenen, latenten und manifesten Potenziale eines hegemonialen Überlegenheitsanspruchs in der Wahrnehmung und Darstellung der ostmittel-, südost- und nordosteuropäischen Regionen. Gerade weil diese Regionen seit Jahrhunderten von Vielfalt und einer Vielzahl von Ethnien, Religionen, Sprachen und Kulturen bestimmt gewesen waren, ist es wichtig, ein analytisches Instrument anzubieten, das diese Diversität in allen ihren Widersprüchen zu verstehen hilft. Die allzu eilfertige und euphemistische Gleichsetzung „Osteuropas“ mit

regionaler Heterogenität und Transkulturalität spart nicht nur die strukturellen Differenzen und die Ungewissheiten innerhalb der Geschichte der einzelnen Regionen aus. Sie blendet auch das Ausmaß aus, in dem vielschichtige Konstrukte wie multiethnische Identitäten nicht Produkt von Praktiken der Anerkennung des Fremden waren, sondern das Ergebnis aktiv geführter Auseinandersetzungen. Eine bewusst verortete postkoloniale Zugangsweise ermöglicht daher, gerade jenes vereinfachende Verständnis von „Heterogenität“ oder „regionaler Pluralität“ zu hinterfragen und damit auf kausale Zusammenhänge in komplexen Raumkonstellationen hinzuweisen.

Allein aus diesem Grund verfügt Ost(mittel)europa über eine eigene, einzigartige Erfahrung, die einen wichtigen Beitrag zu den *Postcolonial Studies* leisten und deren Vergleichsmöglichkeiten für die Diskussion der imperialistischen Grundlagen der europäischen Moderne und ihrer Hinterlassenschaften erweitern kann. Nicht nur an die Kolonialismusforschung richtet sich daher die Aufforderung:

„Gerade wenn man neue globalgeschichtliche Perspektiven ernst nimmt, die Wechselwirkungen und Verflechtungen jenseits traditioneller politikgeschichtlicher Rahmungen fokussieren, rücken Regionen in Ostmittel- und Südosteuropa ins Blickfeld, an deren Beispiel sich Überschneidungen von imperialen und kolonialen Herrschaftsformen, aber auch von Binnenkolonialismen besonders gut nachzeichnen lassen.“¹

Die postkoloniale Perspektive bietet eine Möglichkeit, die Geschichte Ost(mittel)europas in einem breiten historischen Kontext als Teil der europäischen Imperien, einschließlich der kommunistischen Phase, neu zu interpretieren. Gleichzeitig kann sie den hegemonialen und jahrhundertlang anhaltenden Überlegenheitsanspruch in der Wahrnehmung und Darstellung der ostmitteleuropäischen Regionen sichtbar machen. Aus dieser Perspektive soll auch die durch den Konkurrenzkampf zwischen Liberalismus und Sozialismus geprägte Nachkriegsordnung als Folge der durch die europäische Moderne hervorgerufenen „Kolonialität der Macht“ betrachtet werden.² In der postkommunistischen Übergangszeit waren aufgrund einer zu transformierenden Wirtschaft ebenfalls Affinitäten zur postkolonialen Situation deutlich. Erneut wurden Vergangenheit und Gegenwart des „Westens“ zur Zukunft des „Ostens“ erklärt und durchgesetzt. Die tiefe Kluft zwischen dem reichen Westeuropa und den im Vergleich dazu mittellosen postkommunistischen Gesellschaften löste kulturelle Vorstellungen von Minderwertigkeit, Rückständigkeit und insgesamt einer relativen „Östlichkeit“ aus, gemessen am Abstand zum normativen Westen. Die medial besonders intensiv ausgetragene Debatte über das Zusammenwachsen von Ost- und Westdeutschland ist dafür das plakativste Beispiel. Eine Betrachtung der ostmitteleuropäischen Regionen aus einer postkolonialen Perspektive setzt daher die Interpretation der Modernität und Kolonialität als zwei ineinandergreifende Kräfte voraus.

1 Matthias Barelkowski, Claudia Kraft u. a.: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück 2016, S. 14.

2 Vgl. Aníbal Quijano: Die Paradoxien der eurozentrierten kolonialen Moderne, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 40 (2010), H. 158, Nr. 1, S. 29–47.

Begriffsbestimmung

Nach Johannes Feichtinger manifestiert sich der Kolonialismus vor allem in drei Spielarten: erstens durch direkte Machtausübung mit gleichzeitiger Implementierung fremder Kultursysteme, zweitens als indirekter Kulturkolonialismus, durch den autochthone kulturelle Strukturen überrollt werden, und drittens als ein Kolonialismus, der sich auf die Ausbeutung ökonomischer Ressourcen anderer beschränkt.³ All diese Komponenten können getrennt oder gemeinsam auftreten, je nach lokalen und globalen Bedingungen und Möglichkeiten. Ein diffuser Gebrauch des Begriffes „Kolonialismus“ führt also nicht weiter. Stattdessen schlägt Frederick Cooper vor, den postkolonialen Blick auf die Institutionalisierung einer Reihe von Praktiken zu richten, „die im Zeitverlauf die Ausgrenzung und Unterordnung bestimmter Menschen in einem differenzierten Raum sowohl definierten als auch reproduzierten“.⁴ Um die Trennschärfe des Begriffes zu erhalten, schlägt Cooper daher vor: „Bei der Hauptbedeutung von Kolonialisierung geht es vielmehr um Menschen und nicht um Land: erzwungene Inkorporierung in einen expansionistischen Staat und Hierarchisierung.“⁵

Das Koloniale erwies und erweist sich eben nicht als ein zeitlich abgegrenztes, gleichsam säuberlich auszuscheidendes Element der Weltgeschichte. Folglich kann das koloniale Phänomen auch nicht auf seine sprachliche Reproduzierbarkeit begrenzt bleiben. Der Begriff Kolonialismus kann demnach sowohl Wiederholbarkeit als auch Neuartigkeit der Situationen bezeugen, auf die er verweist. Es kommt also darauf an, den Kurzschluss von der sprachlichen Bezeichnung auf die Geschichte zu vermeiden und die in den Begriffen wie Herrschaftspraxis, territorialer Expansionismus oder kulturelle Hierarchisierung angelegten semantischen Strukturen des Kolonialen zu erkennen.

Genau so wenig lässt sich der Kolonialismus bzw. die koloniale Praxis allein auf den französischen, englischen oder deutschen Übersee-Kolonialismus reduzieren. Bei ihren vielseitigen Versuchen, die Phänomene der „kolonialen Expansion“ und „kolonialen Herrschaft“ typologisch zu erfassen, beschränken sich Jürgen Osterhammel und Jan C. Jansen denn auch keineswegs auf einen imperialen und überseeischen Kolonialismus, und es geht ihnen nicht nur um reale Herrschaft und Gewalt. Betont werden vielmehr „sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen“.⁶ Der Zusammenhang zwischen sozialer Herrschaftspraxis und den Diskursen über (angebliche) Unterschiede mit dem Ziel gegenseitiger Abgrenzung oder erzwungener Assimilation steht dabei im Vordergrund.⁷

3 Vgl. Johannes Feichtinger: Habsburg (Post)-Colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa, in: Ders., Ursula Prutsch u. a. (Hrsg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck 2003, S. 2.

4 Frederick Cooper: Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive, Frankfurt a. M. 2012, S. 57.

5 Ebenda, S. 59.

6 Jürgen Osterhammel, Jan C. Jansen: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen, München 2012, S. 20.

7 Vgl. Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Ders. (Hrsg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. 2013, S. 16.

Kolonialismus multidimensional

Der Kolonialismus stellt keinesfalls eine alles in sich subsumierende Determinante dar. Die kolonialen Erscheinungen existierten neben anderen, häufig widersprüchlichen Praktiken und Diskursen und könnten unterschiedliche Formen und Dimensionen annehmen, je nach lokalen und zeitlichen Verhältnissen. Ebenfalls heterogen verliefen die Adaptionsprozesse, denen die kolonialen Strategien unterlagen, sie lassen sich in abwendbare und unabwendbare Veränderungen aufteilen. Letztere hatten in Übersee eine kumulative Prägung, wodurch sie den Übergang der ursprünglichen Struktur in die koloniale Herrschaft herbeiführten. In innereuropäischen Fällen dagegen wurde die Kumulation kolonialer Erscheinungen immer wieder verhindert, erschwert oder sogar unmöglich gemacht. Vor diesem Hintergrund sollte Kolonialismus als multidimensional verstanden und seine Dynamik als eine breite Palette vergleichbarer Veränderungen betrachtet werden, die keinesfalls zu konvergenten Entwicklungen und Ergebnissen führten und führen.

Ein postkolonialer Zugang weist auf weiterführende Forschungsansätze hin, die den diskursiven Kolonialismus konsequent auf seine verschiedenen Dimensionen hin untersuchen und nach den Rückwirkungen der vielfältigen, asymmetrischen Wechselbeziehungen auf den jeweils anderen Interaktionspartner in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen fragen.⁸ Daraus lassen sich Untersuchungsperspektiven ableiten, die das potentielle Scheitern kolonialer Herrschaft aufzeigen. Sie machen nicht nur die verschiedenen Vektoren der Interaktionen sichtbar, sondern verdeutlichen, dass es zu keinem Zeitpunkt einen eindimensionalen, linearen historischen Prozess namens Kolonisation gegeben hat.

Sofern es also angemessener ist, die postkolonialen Beschreibungen der ost(mittel)europäischen Verhältnisse von hegemonialer Herrschaft und Beherrschten nicht in binären Dichotomien aufzufassen, gilt dasselbe nicht minder für einen statischen Unterdrückungsbegriff. Die Slawistin Maria Delaperrière greift dieses Problem auf, wenn sie in Bezug auf Ost(mittel)europa von einem „fließenden Übergang zwischen Täter und Opfer, Eigenem und Fremden, Zentrum und Peripherie“ spricht.⁹ Zu besonderer Umsicht und Differenzierung müsste daher der Umstand beitragen, dass kolonialisierte Ethnien oder Bevölkerungsgruppen in den heterogenen ost(mittel)europäischen Regionen in verschiedenen Epochen als Objekte oder Subjekte der Kolonisierung aufgetreten sind. Die unreflektiert geäußerte Behauptung, sie seien stets Opfer der hegemonialen Politik Österreichs, Russlands oder Deutschlands bzw. Preußens gewesen, ist nicht nur historisch falsch, sie perpetuiert zugleich den bis heute leicht zu instrumentalisierenden Opfermythos.

Die in der postkolonialen Forschung längst aufgeworfene Frage, was passiert, wenn negative, kolonialistische oder orientalisierende Stereotype, die über eine kulturelle Gruppe geäußert werden, von dieser offensiv angeeignet werden, wurde im ost- und ostmitteleuropäischen Kontext bis heute kaum aufgegriffen. Um diese Verschränkung zu beschreiben, etablierte sich in der polnischen

8 Vgl. Barelkowski, Einleitung (wie Anm. 1), S. 19.

9 Maria Delaperrière: *Gdzie są moje granice? O postkolonializmie w literaturze* [Wo sind meine Grenzen? Über Postkolonialismus in der Literatur], in: *Teksty Drugie* 6 (2008), S. 10.

Kulturgeschichte die Denkfigur des „kolonisierten Kolonisators“.¹⁰ Durch den Hinweis auf „kolonialisierte Kolonisatoren“ gerät der vorwiegend von West nach Ost gerichtete „koloniale Blick“ in Bewegung; er rückt nicht nur von Osten her näher, sondern lässt sich auch in Fremdwahrnehmungen von Osten nach Westen feststellen. In dieser Dynamik erscheinen die ost(mittel)europäischen Kulturen nicht mehr lediglich als stumme Objekte, sondern treten selbst als sprechende Subjekte auf. Die Anwendung des postkolonialen Ansatzes in seiner multidimensionalen Vielfalt hilft dabei, geschichtspolitische Konkurrenzverhältnisse und den Wettbewerb um einen exklusiven nationalen Opfer- oder Täterstatus zu überwinden und die Frage nach der historischen Transkulturalität und Heterogenität in den ost(mittel)europäischen Regionen differenziert zu beantworten.

*

Diese theoretischen Überlegungen leiten uns zu dem Ausgangspunkt, den postkolonialen Ansatz, seine Anwendungs- und Umsetzungsmöglichkeiten für die Regionen Nord- und Ostmitteleuropas in empirischen Untersuchungen aufzugreifen und zu überprüfen. Im November 2023 lud daher das Nordost-Institut, Lüneburg, gemeinsam mit dem Herder Institut, Marburg, zu einem Workshop mit daran anschließender Tagung in den Räumen des Nordost-Instituts ein. Drei Tage lang diskutierten über 20 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ganz Europa über „Die fließenden Grenzen des Kolonialismus. Vor- und Nachteile einer postkolonialen Perspektive für die Erforschung der nord- und ostmitteleuropäischen Regionen“. Die Vielfalt der postkolonialen Forschungsansätze spiegelte sich bereits in den sektionalen Zuordnungen der präsentierten Vorträge wider: Forschungsperspektiven auf Akteure, Modernisierung, Epistemologische Gewalt, Vermittlung, Adaptionen und Sowjetisierung zeigten die Unterschiede der einzelnen Forschungsdesigns auf. Die Mehrzahl der Projekte hat hier – in der vorliegenden Ausgabe des Nordost-Archivs – ihre Aufnahme gefunden. Unser Dank geht an dieser Stelle an alle Referentinnen und Referenten, die uns ihre Forschungsbeiträge (zur Begutachtung und) zur Verfügung gestellt haben, sodass wir die Abhandlungen hier einem breiten Lesepublikum präsentieren können.

Bereits im ersten Text, Markus Nesselrodt (Frankfurt a. d. Oder): „Zwischen Diskurs und Praxis. Preußische Herrschaft im geteilten Polen-Litauen zwischen 1772 und 1806 als koloniales Projekt“, wird über koloniale Zuschreibungen verhandelt. Nesselrodt fragt, ob die Geschichte der preußischen Expansion auf Kosten Polen-Litauens am Ende des 18. Jahrhunderts als koloniale Geschichte betrachtet werden kann und kommt zu dem Ergebnis, dass sich zwar Elemente kolonialen Denkens im preußischen Bild Polens um 1800 finden lassen, damit aber die Herrschaftspraxis nicht zwangsläufig als kolonial definiert werden kann.

Felix Matheis (Hamburg) stellt sodann in „Die Kolonien liegen im Osten. Kolonialistische und antisemitische (Selbst-)Deutungen hansestädtischer Kaufleute im Generalgouvernement 1940

10 Vgl. Jan Sowa: *Fantomowe ciało króla. Peryferyjne zmagania z nowoczesną formą* [Der fiktive Körper des Königs. Die perfektionierte Auseinandersetzung mit der modernen Form], Warszawa 2011; Bogusław Bakula: *Kolonialne i postkolonialne aspekty polskiego dyskursu kresoznawczego (zarys problematyki)* [Koloniale und postkoloniale Aspekte des polnischen kolonialen Diskurses in Bezug auf östliche Grenzregionen (thematischer Überblick)], in: *Teksty Drugie* 6 (2006), S. 11–32.

bis 1945“ Transfers, Überschneidungen und Verflechtungen zwischen kolonialen und antisemitischen Diskursen in den (Selbst-) Darstellungen von Handelsunternehmen aus Hamburg und Bremen vor. Firmen, die seit 1940 in dem deutsch-nationalsozialistisch besetzten „Generalgouvernement“ unternehmerisch tätig waren. Matheis kann anhand der Unternehmensauftritte neben einer Vermischung von kolonialistischen und antisemitischen Stereotypen über „Osteuropa“ kolonialistische Interpretationen aus dem „afrikanischen“ Kontext nachweisen.

Einen ebenfalls akteurszentrierten Blick richtet Oleksandra Krushynksa (Wien) in „Koloniale Strategien und postkoloniale Diskurse zwischen der galizischen Szlachta und der Habsburgermonarchie (1772–1815)“ auf die Aushandlungsprozesse zwischen Szlachta und Vertretern der Habsburgermonarchie. Das Bestreben der Szlachta, ihre herrschende Position in Galizien aufrechtzuerhalten, konstatiert Krushynksa, ist dabei nur im Kontext und als Reaktion auf die „Subalternisierungs“-Politik der Habsburger in Bezug auf die lokalen Eliten zu verstehen.

„Diglossie als ‚koloniales‘ Machtverhältnis? Sprache und ‚aufgeklärte‘ Herrschaft in den preußischen und den habsburgischen Teilungsgebieten Polens um 1800“, so lautet der Titel des Beitrages von Benedikt Stimmer (Wien), in dem der Verfasser die Diglossie, die Aufwertung der deutschen bei gleichzeitiger Abwertung der polnischen Sprache in den ehemals polnisch-litauischen Gebieten, als eine Form kolonialer Praxis herausarbeitet.

In „The Liquidation of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia (1946). A Post-colonial Interpretation“ analysiert Katheryna Budz (Edinburgh) die Sowjetisierung Ostgaliziens und die erzwungene „Wiedervereinigung“ der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche mit der Russisch-Orthodoxen Kirche unter Heranziehung von Lebenserinnerungen galizischer Ukrainer und Materialien der sowjetischen Geheimpolizei.

Mit dem Begriff der Dekolonialisierung arbeitet Oleksandra Terentyeva (Innsbruck) in ihrem skizzierten Dissertationsprojekt „Politics of Memory as a Practice of Decolonization. A Case Study Of Ukraine“. Erinnerungspolitik als Instrument der Dekolonisierung im öffentlichen Diskurs, in der transnationalen Anwaltschaft und in ihrer Memorialisierung in Museen stellen die drei Untersuchungsebenen des Projektes dar.

Die folgenden beiden Beiträge sind im Bereich der Kultur angesiedelt. Jannick Piskorski (Hamburg) untersucht in „Polen A und Polen B im polnischen postkolonialen Diskurs und in der polnischen populären Musik“ das Postkoloniale im Motiv Polen A – Polen B, das für die historischen Teilung Polens herangezogen wird und seit den 2010er Jahren in der polnischen Populärmusik anzutreffen ist. Auf einen etwas anderen Pfad begeben sich Epp Lauk (Kaunas) und Rosario Napolitano (Riga) mit „Soviet ‚cinefication‘ as a means of cultural colonization of Latvia (1940–1941 and 1944–1953)“, in dem sie auf Aspekte des Kulturlebens in der Phase der Sowjetisierung in Lettland eingehen. Sowjetisierung verstehen sie als einen Mechanismus der Kolonisierung und belegen ihre These am Beispiel der – erfolglosen – „Cinefizierung“ Lettlands während der stalinistischen Jahre. Im Fokus steht die Wahl des Kinorepertoires, der Filmproduktionen und die Einführung von Schlüsselpersonen in die Filmbranche.

Daniel Benedikt Stienen (Friedrichsruh) „Decolonize Prussian Poland? Kritische Reflexionen“ zieht eine Bilanz der Forschungsdebatte in Polen und diskutiert den Wert des Kolonialparadig-

mas für die historische Preußenforschung. Deziert spricht er sich gegen eine Implementierung eines neuen kolonialen Masternarrativs zugunsten eines problemorientierten Einsatzes der postkolonialen Theorie in all ihrer Komplexität aus.

Der letzte Beitrag der Abhandlungen weist um ein weiteres auf die Bandbreite der postkolonialen Perspektive, die in dieser Fallstudie auf eine universitäre Fachdisziplin gerichtet ist: Der physischen Anthropologie, ihrer Entwicklung als Disziplin der polnischen Forschungslandschaft, geht Maria Rhode (Göttingen) in „Die physische Anthropologie im geteilten Polen – eine nicht-koloniale Wissenschaft?“ nach. Rhode kann am Beispiel zweier polnischer Anthropologen und ihr Bestreben, sich und die Disziplin innerhalb eines europäischen Netzwerks zu verorten, belegen, dass die polnische physische Anthropologie aufgrund ihrer Praktiken nicht außerhalb des kolonialen Kontextes gesehen werden kann.

Nochmal richtet sich unser Dank an alle Beitragenden und Mitwirkenden am „Postkolonialen Projekt“. Unser besonderer Dank geht an die Autorinnen und Autoren, die sich der Mühe unterzogen, ihren Beitrag nicht in ihrer Muttersprache, sondern in Deutsch zu verfassen.